

denen man aber hinter der Idylle die Drangsale nur erahnen kann. Man erfährt aus dem äußerst lesenswerten Kapitel, das die Zeit zwischen 1933 und 1945 behandelt, außerdem, dass es neben der Gesundheitsvorsorge für jüdische Kinder und Jugendliche Mitte der 1930er Jahre auch eine „Lerngemeinschaft“ von Jugendlichen und Erwachsenen gab, in der jüdische Bildungsarbeit betrieben wurde. Einer der Referenten war der bekannte jüdische Historiker Arnold Berney (1897–1943), zu dem seit einigen Jahren erfreulicherweise eine Biographie von Heinz Duchardt vorliegt.

1939 musste das jüdische Kindererholungsheim seine Pforten schließen, auch wenn eine „Arisierung“ zunächst verhindert werden konnte. Das Gebäude diente fortan als Kriegslazarett. Die ehemaligen Kinderpflegerinnen kamen größtenteils im Holocaust um. Auch ihnen wird in dieser „Festschrift“ ein Denkmal gesetzt.

Der zweite Teil geht auf die Nachkriegsgeschichte ein, wobei besonders der Abschnitt über die Rückerstattung des geraubten Besitzes an die badische jüdische Gemeinde als Lehrstück für die Problematik der sogenannten „Wiedergutmachung“ dem Leser empfohlen werden kann. Von 1945 bis 1951 diente das Gebäude wieder seinem ursprünglichen Zweck, nämlich als Kinderheim, zunächst für die französische Besatzungsmacht, dann für die Dürreheimer Gemeinde. Ab 1951 betrieb ein evangelisches Missionswerk, der Chrischona-Schwesternverband, dort ein Kinderheim, das „Luisenheim“, zunächst als Pächter, ab 1954 als Eigentümer. Doch mit dem Rückgang der Kuren für Kinder seit den 1970er Jahren kam allmählich auch das wirtschaftliche Aus für diese Einrichtung. Haus und Grundstück wurden 1990 an einen privaten Klinikbetreiber verkauft. Mit der Etablierung einer Kinder- und Jugendpsychiatrie an der „Luisenlinik“ im Jahr 2001 knüpft das Haus wenigstens teilweise an seinen früheren Bestimmungszweck an, wobei der jüdische Charakter verlorengegangen ist. Heute betreibt die Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland e. V. andernorts, nämlich in Bad Sobernheim in Hessen, Ferienerholung für Kinder und Jugendliche.

Robert Jütte

„Welche Welt ist meine Welt?“ – Jüdische Frauen im deutschen Südwesten, hg. vom Haus der Geschichte Baden-Württemberg (Laupheimer Gespräche 2004), Heidelberg: Winter-Verlag 2009. 244 S., 17 s/w Abb. ISBN 987-3-8253-5656-1. € 14,-

Der vorliegende Band umfasst die Beiträge der Laupheimer Gespräche 2004, die sich auf unterschiedliche Weise mit dem Themenfeld „Jüdische Frauen“ befassen. Dass es nicht leicht ist, sich dem Thema zu nähern, betont Thomas Schnabel in seinem Vorwort. Jüdische Frauen haben – kaum anders als christliche Frauen – nur wenige Spuren in den Quellen hinterlassen; sie sind auch bislang von der Forschung, von wenigen prominenten Ausnahmen und Schicksalen in der NS-Zeit abgesehen, nicht näher in den Blick genommen worden. Das Leben der jüdischen Frauen in seinen verschiedenen Facetten stärker in den Fokus zu rücken, war daher das Anliegen der Tagung. Die insgesamt acht Beiträge umspannen thematisch die Zeit vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart und beschäftigen sich mit weiblichen Lebensentwürfen sowohl in den Landgemeinden wie auch in der Großstadt.

Im 18. Jahrhundert lebte die Mehrheit der jüdischen Bevölkerung im Deutschen Reich auf dem Land. Da Quellen wie Verwaltungs- und Gerichtsakten nicht dazu angelegt sind, Einblicke in die Alltagsbewältigung zu gewähren, lassen sich Aussagen dazu, wie Jüdinnen auf dem Land lebten, nur eher beiläufig ausmachen. Monika Preuss greift die Aspekte Kindheit, Dienstmägde, Heirat, uneheliche Schwangerschaften und Witwenschaft heraus und unter-

sucht diese vor allem am Beispiel von Jüdinnen aus Ittlingen. Deutlich wird, dass ihr Leben stark von rechtlichen Einschränkungen sowie wirtschaftlichen Notwendigkeiten geprägt und begrenzt wurde. Allerdings betraf dies nicht nur weibliches Leben. Auch dem Leben der Männer wurden durch äußere Faktoren gleichermaßen enge Grenzen gesetzt.

Mit den sozialen Beziehungen zwischen christlichen und jüdischen Frauen in badischen Landgemeinden im Zeitraum von 1862 bis 1940 beschäftigt sich Ulrich Baumann. Die Beziehungen zwischen den Frauen beider Religionsgruppen waren in vielfältiger Weise religiös und kulturell bestimmt. Was christliche und jüdische Frauen verband, war ihr geringerer Status gegenüber den Männern im Dorf. Unterschiedlich waren aber ihre Lebenswelten: Während die christliche Bäuerin im landwirtschaftlichen Arbeitsprozess eine wichtige Rolle spielte und die Aufsicht über den Haushalt nur eine ihrer Pflichten darstellte, war die jüdische Frau viel stärker auf die Sorge um das Haus und die koschere Lebensführung konzentriert. Beide Gruppen trafen daher privat eher wenig aufeinander. Engere soziale Kontakte entstanden vor allem unter älteren, zumeist verwitweten Frauen sowie unter jungen, unverheirateten Frauen. Junge jüdische Frauen entwickelten mancherorts auch eine Vorbildfunktion für ihre christlichen Altersgenossinnen, zum Beispiel in Bezug auf Teilhabe an höherer Bildung.

Die Lebensläufe einzelner jüdischer Frauen in der Residenz- und Landeshauptstadt Karlsruhe stellt Susanne Asche vor. Infolge der rechtlichen Gleichstellung der jüdischen Bevölkerung im 19. Jahrhundert sowie der Liberalität der Landesherren konnte sich die badische Landeshauptstadt zu einem Kristallisationspunkt jüdisch-weiblicher Emanzipation entwickeln: 1893 eröffnete dort das erste Gymnasium für Mädchen in Deutschland, und zu den ersten Abiturientinnen gehörte die Tochter eines Rabbiners, die auch als eine der ersten Frauen Medizin in Heidelberg studierte. Ebenso wählten weitere jüdische Frauen den Weg der „wissenschaftlichen Emanzipation“; auch unter den Vertreterinnen der Frauenbewegung fanden sich Jüdinnen.

Andrea Hoffmann zieht eine besondere Quellenart, nämlich die in der Württembergischen Landesbibliothek verwahrten gedruckten Leichenpredigten, als Schlüssel zu weiblichen Lebenswelten und Geschlechterbildern der Landjüdinnen im 19. Jahrhundert heran. Sie legt den Schwerpunkt auf das Rabbinat Buchau, das neben Laupheim die größte jüdische Gemeinde im Königreich Württemberg stellte. Einerseits werden in den Grabreden die klassisch-bürgerlichen Ideale der treusorgenden Gattin und guten Hausfrau und Mutter beschworen. Auf der anderen Seite lassen sich aus ihnen aber auch Heiratsstrategien, Familienalltag und Geschlechterrollen herauslesen.

In die NS-Zeit weist der Beitrag von Trude Maurer. Ihr geht es um die Frage, ob sich durch den Druck der Verfolgung auch die Beziehungen zwischen jüdischen Männern und Frauen veränderten. Diskriminierung und Verfolgung warfen Männer und Frauen gleichermaßen nach 1933 auf die jüdische Gemeinschaft zurück. Für Frauen war damit aber eine Rückkehr zu älteren Verhältnissen verbunden: Ihre traditionelle Rolle mit der vorrangigen Aufgabe der Gestaltung des Heims und der Erziehung der Kinder wurde gefestigt und gleichzeitig erhöht.

Die prominenteste Jüdin in Südwestdeutschland im 18. Jahrhundert war ohne Zweifel Madame Kaulla (1739–1809). Sie übernahm nach dem Tod ihres Vaters dessen Hofgeschäfte, kam durch Heereslieferungen zu großem Reichtum und wurde schließlich die Gründerin der Hofbank im Königreich Württemberg. Wie sie als durchaus einflussreiche jüdische Frau, die weder zu Ämtern noch Titeln gelangen konnte, ihre Memoria gestaltete, thematisiert

Rotraud Ries. Der Erinnerung für die Nachwelt, so die These des Aufsatzes, galten das Porträt, das Kaulla und ihr Bruder von sich als Firmengründer anfertigen ließen, sowie die nach Kaullas Tod von ihrer Familie in Auftrag gegebene dreiteilige Grabanlage.

In die eigene Familiengeschichte führt der Beitrag von Yitzhak Heinrich Steiner, der anhand von Streiflichtern das Leben seiner Großmutter Hedwig Steiner-Reinemann (1868–1952) zwischen Laupheim und New York skizziert. Mit einem speziellen Thema im Werk von Selma Stern, der „großen alten Dame der Geschichtswissenschaft“, befasst sich Marina Sassenberg. Sie geht der Frage nach dem Topos der Landschaften und dem Zusammenhang von Geschichte und Landschaft in Leben und Werk der Historikerin nach.

Im abschließenden Beitrag schließlich stellt Noemi Berger die Stellung der Frau im Judentum dar. Die Frage nach dem Status der jüdischen Frau, so ihr Fazit, sei eigentlich keine, da die Frau innerhalb ihres Judentums zu jeder Zeit die Möglichkeiten der Entfaltung habe, weil sie als gleichberechtigt angesehen wird.

Ein Anhang mit Literaturverzeichnis sowie Orts- und Personenregister runden die informative Publikation ab. Natürlich kann im Rahmen eines solch relativ schmalen Bandes das Thema nur angerissen werden. Die Beiträge liefern aber einen guten und vielseitigen Einstieg, um die aufgeworfenen Fragestellungen in weiteren Forschungen zu vertiefen und auf eine breitere Untersuchungsbasis zu stellen.

Nicole Bickhoff

Jüdische Künstler und Kulturschaffende aus Südwestdeutschland, hg. vom Haus der Geschichte Baden-Württemberg (Laupheimer Gespräche 2003), Heidelberg: Universitätsverlag Winter GmbH 2009. 216 S., 51 s/w Abb. ISBN 978-3-8253-5635-4. € 14,-

Seit dem Jahr 2000 veranstaltet das Haus der Geschichte Baden-Württemberg im Museum zur Geschichte von Juden und Christen in Laupheim die so genannten Laupheimer Gespräche, die sich verschiedenen Aspekten jüdischen Lebens im deutschen Südwesten widmen. Der vorliegende Band enthält die Beiträge der Laupheimer Tagung 2003, die sich mit jüdischen Künstlerinnen und Künstlern in Südwestdeutschland beschäftigten. Die insgesamt sieben Beiträge stellen zwei Maler, einen Musiker und vier Schriftsteller vor; unter den beschriebenen Kulturschaffenden ist eine Frau.

Dieser Frau, der Malerin Käthe Löwenthal (1877–1943), ist der erste Beitrag von Wulf Herzogenrath gewidmet. Löwenthal entstammte einer gutsituierten Berliner Familie; ihr Vater war Mediziner und Professor an der Humboldt-Universität. Nach ihrem Schulabschluss studierte Löwenthal bei Ferdinand Hodler in Berlin, ab 1902 bei Leo von König. Ab 1905 lebte sie als freie Künstlerin, zunächst in München, dann in Tübingen, und ab 1914 unterhielt sie einen Wohnsitz in Stuttgart. Nach dem Machtantritt der Nationalsozialisten wurde sie mit Malverbot belegt, aus dem Malerinnenverband ausgeschlossen, und sie verlor auch ihr städtisches Atelier. 1942 wurde sie nach Izbica deportiert und kam dort ums Leben. Auch ihr Werk wurde zum großen Teil durch die Bombenangriffe vernichtet, ebenso wie Dokumente und sonstige Unterlagen, so dass die Rekonstruktion von Leben und Werk der Malerin mühsam ist. Erhalten hat sich lediglich eine Mappe mit 250 Werken, die einen Eindruck geben von ihrem eigenständigen und kraftvollen Stil.

Einen bildenden Künstler stellt auch Hartwig Behr vor. Hermann Fechenbach (1897–1986), geboren in Bad Mergentheim als Sohn eines jüdischen Metzgers und Hoteliers, musste zunächst den Kaufmannsberuf erlernen. Infolge einer schweren Kriegsverletzung, die er sich im Ersten Weltkrieg zugezogen hatte, konnte er sich doch noch der Kunst zuwenden.